

HANS-JOACHIM SCHOTT
(Leipzig)

**Leitende Texte, zerstückelte Texte.
Die postmoderne Kritik am semiotischen Textbegriff
am Beispiel von Lyotards *Libidinöser Ökonomie* und
Baudrillards *Der symbolische Tausch und der Tod***

Nach dem vielfach ausgerufenen Ende der „Gutenberg-Galaxis“¹ und dem Aufkommen von Medien, die in technischer Hinsicht auf telematischen Interfaces basieren und deren symbolische Struktur im Unterschied zur Schrift nichtlinear ist, da sie in kybernetischen Regelkreisläufen und Feedback-Schleifen synthetische Bilder des „Technoimaginären“² zirkulieren lassen, hat die Literatur ihre Funktion als dominierendes Medium kultureller Selbstverständigung unwiderruflich eingebüßt und kann lediglich ein immer kleiner werdendes Publikum von Kulturinteressierten erreichen.³ Paradoxerweise wird der Bedeutungsverlust der Literatur von einer massiven Ausweitung des Textbegriffs begleitet, der in Fächern wie der Anthropologie, Geschichte oder Politik eine starke Aufwertung erfährt, da er das analytische Instrumentarium

¹ Vgl. zur These vom Untergang des Buchzeitalters Marshall McLuhan: Die Gutenberg-Galaxis. Das Ende des Buchzeitalters. Bonn, Paris u. a. 1995. Dass das moderne Buch nicht erst infolge der technischen Innovation Gutenbergs, sondern bereits ab 1150 im Kontext der mittelalterlichen Universität entstanden ist, wurde von Ivan Illich plausibel gemacht. Vgl. Ivan Illich: Im Weinberg des Textes. Als das Schriftbild der Moderne entstand. Ein Kommentar zu Hugos *Didascalicon*. München 1991 (= Luchterhand Essay o. Nr.).

² Frank Hartmann: Medienphilosophie. Wien 2000, S. 297.

³ Paradoxerweise führt der Bedeutungsverlust der ‚schönen Literatur‘ nicht zu einem entsprechenden Rückgang des studentischen Interesses an einem Studium der Philologie. Aus dieser Entwicklung ergibt sich ein Überhang an wissenschaftlicher Forschung, die aufgrund des fehlenden nicht-universitären Publikums kaum noch Abnehmer jenseits des akademischen Betriebs findet, sondern sich in selbstbezüglichen Diskussionen verstrickt. Vgl. zu diesen problematischen Tendenzen der literaturwissenschaftlichen Fachentwicklung Heinz Schlaffer: Unwissenschaftliche Bedingungen der Literaturwissenschaft. In: Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft 42 (1998), S. 486-490.

für die Erforschung kultureller Praktiken und Institutionen (Bilder, Filme, historische Ereignisse, Rituale etc.) liefern soll. Nicht erst im Poststrukturalismus oder *New Historicism*, sondern bereits in der frühen Kritischen Theorie zeichnet sich diese Tendenz ab, wenn zum Beispiel Theodor W. Adorno und Max Horkheimer in der *Dialektik der Aufklärung* schreiben: „Dialektik offenbart [...] jedes Bild als Schrift. Sie lehrt aus seinen Zügen das Eingeständnis seiner Falschheit lesen, das ihm seine Macht entreißt und sie der Wahrheit zueignet.“⁴ Mit ähnlicher Stoßrichtung heißt es auch bei Walter Benjamin in seiner *Kleinen Geschichte der Photographie*: Sozialkritische Photographie muss Chocks auslösen, um „im Betrachter den Assoziationsmechanismus zum Stehen [zu bringen]. An dieser Stelle hat die Beschriftung einzusetzen, welche die Photographie der Literarisierung aller Lebensverhältnisse einbegreift [...]“⁵

Weshalb soll diese von Benjamin geforderte ‚Literarisierung aller Lebensverhältnisse‘ in einer Epoche möglich sein, in der schriftliche Erzeugnisse zu Archaismen im Verbund der modernen Massenmedien abzustiegen scheinen?⁶ Die Antwort lautet, dass jede soziokulturelle Praktik, sei sie individueller oder kollektiver Natur, in symbolische Strukturbeziehungen eingebettet ist, die der jeweiligen Praktik ihren Sinn verleihen. So ist beispielsweise die Anwendung eines spezifischen Produktionsverfahrens (Fließbandfertigung, handwerkliche Arbeit etc.) nicht allein eine Frage ihrer technischen Realisierbarkeit, da jene keine Auskunft über die lebensweltliche Sinnhaftigkeit des angewandten Verfahrens gibt, dessen gesellschaftlicher Wert abhängig von symbolisch kodifizierten Legitimationsmustern ist.⁷ Steht zum Beispiel der Wert

⁴ Max Horkheimer u. Theodor W. Adorno: *Dialektik der Aufklärung*. Philosophische Fragmente. 15. Aufl. Frankfurt/M. 2004 (= Fischer Wissenschaft o. Nr.), S. 30.

⁵ Walter Benjamin: *Kleine Geschichte der Photographie*. In: Ders.: *Gesammelte Schriften*. Band II.1. Hg. v. Rolf Tiedemann u. Hermann Schweppenhäuser. Frankfurt/M. 1977, S. 368-385, hier S. 385.

⁶ Vgl. zu dieser Einschätzung Vilém Flusser: *Die Schrift. Hat Schreiben Zukunft?* Frankfurt/M. 1992 (= Fischer Wissenschaft o. Nr.).

⁷ Zu diesem Begriff eines symbolisch konstituierten Sinns, der in der Tradition des von Nietzsche geprägten Interpretationismus steht, vgl. die grundlegenden Ausführungen bei Günter Abel: *Sprache, Zeichen, Interpretation*. Frankfurt/M. 1999, S. 345.

der von der Fließbandfertigung bereitgestellten Warenfülle aufgrund der katastrophalen Lebensverhältnisse der Produzenten infrage, kann ein technisch einwandfrei funktionierendes Produktionsverfahren seinen Sinn verlieren und – wie dies bei den Ludditen der Fall war – gesellschaftlich verworfen werden. Der Sinn einer soziokulturellen Praxis ist jedoch nicht unmittelbar einsichtig, die Subjekte verfügen niemals über eine ungebrochene Vertrautheit in die eingespielten Regularien lebensweltlicher Vollzüge, vielmehr ist – darin besteht die bahnbrechende Entdeckung Sigmund Freuds – lebensweltlicher Sinn ausschließlich in (metonymisch) verschobener und (metaphorisch) verdichteter Form gegeben.

Freud begreift in der *Traumdeutung* Träume nicht als in sich geschlossene Totalitäten, sondern als fragmentarische Bilderschriften (Rebus), die es erlauben, aus dem manifesten Gehalt unterschiedlicher Traumsequenzen latente, unbewusste Traumgedanken herauszulesen, die sich in entstellter Form in die Traumbilder einschreiben. Wenn Freud für jedes Traumbild ein Wort bzw. eine Silbe einsetzt, deutet er – wie Jacques Lacan herausarbeitet – den Traum als rhetorisch strukturierte Sprache, die unter dem Druck psychischer Zensurinstanzen affektiv hochwertige Traumelemente ihrer Intensität entkleidet, diese Intensität auf unbedeutende Tagesreste überträgt und durch die metonymische Verschiebung und metaphorische Verdichtung einzelner Traumelemente überdeterminierte „Knotenpunkte“⁸ erzeugt, die sich laut Freud durch die psychoanalytische Deutung in eine lineare Textstruktur übersetzen lassen.

Das tiefenhermeneutische Modell eines sprachlich verfassten Unbewussten, dessen imaginäre Bilderwelten die Psychoanalyse in einen rationalen Diskurs zu überführen versucht, steht in der Postmoderne in der Kritik, da es nach Einschätzung von Philosophen wie Jean-François Lyotard und Jean Baudrillard nicht fähig ist, die repressiven Mechanismen der Über-Ich-Bildung wirksam aufzulösen. Der Zweifel der postmodernen Theoretiker richtet sich gegen einen geregelten, wissenschaftlichen Textbegriff, den sie als Produkt von Kontroll- und Vereinheit-

⁸ Sigmund Freud: *Die Traumdeutung*. 12. Aufl. Frankfurt/M. 2005, S. 290.

lichungsmechanismen begreifen. Dabei stützen sie sich auf Ferdinand de Saussures Linguistik, in der die diskursive Sprache einen irrationalen Charakter trägt, da sie nicht von rational rekonstruierbaren Gesetzen, sondern von zufälligen Verschiebungen im Sprachgebrauch abhängt. Ausgehend von einer kurzen Rekonstruktion von de Saussures Analyse der Sprache im *Cours de linguistique générale* werde ich die zeichentheoretischen Ansätze in Baudrillards *Der symbolische Tausch und der Tod*⁹ und Lyotards *Libidinöse Ökonomie*¹⁰ erläutern. Diese zielen – in kritischer Absetzung von Freud – auf eine Dekonstruktion des psychosemiotischen Textbegriffs, indem sie die diskursive Lesbarkeit von Texten bestreiten und in der Dissemination des Sinns den Schlüssel für die Auflösung repressiver Über-Ich-Instanzen entdecken.

Die Gesetze der Sprache

De Saussure unterscheidet strikt die diachrone von der synchronen Ebene der Sprache, die zwar in komplexer Wechselbeziehung stehen, aber nicht von einem einheitlichen, rational rekonstruierbaren Gesetz bestimmt werden. Vielmehr gilt auf den beiden Ebenen jeweils eine unterschiedliche Logik sprachlicher Interaktionen. Auf synchroner Ebene zeichnet sich die Verbindung von Signifikant und Signifikat zum einen durch die lineare Abfolge der Zeichen und zum anderen durch ihren arbiträrer und zugleich konventionellen Charakter aus. Aufgrund der Arbitrarität der Beziehung von Signifikant und Signifikat lässt sich die Sprache [*langue*] nicht mit einem freiwillig eingegangenen Vertrag vergleichen, dessen Elemente rational diskutiert und verändert werden können. Die Beliebigkeit der Zeichen hindert die Subjekte daran, die sprachlichen Verhältnisse auf eine vernünftige Norm zurückzuführen und diese kritisch zu reflektieren. Man kann – um ein Beispiel Saussures aufzugreifen – darüber trefflich streiten, ob eine monogame einer polygamen Ehe vorzuziehen sei, weil für jede der beiden Möglichkeiten

⁹ Jean Baudrillard: *Der symbolische Tausch und der Tod*. München 2005 (= Batterien 5).

¹⁰ Jean François Lyotard: *Libidinöse Ökonomie*. Zürich 2007 (= TransPositionen 26).

moralische, kulturelle oder rechtliche Normen ins Feld geführt werden können, über die Beziehung der Vorstellung von einem Pferd zu dem entsprechenden Lautbild lässt sich jedoch nicht diskutieren, weil zwischen Signifikat und Signifikant keine rationale Beziehung existiert.¹¹

Eine bewusste und gezielte Veränderung des vorhandenen Sprachsystems ist aber nicht allein aufgrund seiner arbiträren Struktur aussichtslos. Es immunisiert sich zudem gegen eine rationale Transformation zum einen durch die sehr große Anzahl von Zeichen, aus denen sich seine Totalität bildet, und zum anderen durch die äußerst komplexen Beziehungen seiner einzelnen Elemente, die im alltäglichen Gebrauch der Vielzahl von Sprechern nicht ins Bewusstsein treten. Da die Sprache ununterbrochen von einer großen Masse an Einzelsprechern gebraucht wird, die die inneren Zusammenhänge des Sprachsystems nicht durchschauen können, entsteht ein sprachlicher Trägheitseffekt, dessen Wirksamkeit durch präskriptive Regelungen kaum zu überwinden ist.¹²

Diese Analyse des synchronen Sprachsystems führt de Saussure in expliziter Anlehnung an die ökonomische Theorie durch. Die einzelnen Signifikanten stehen aufgrund ihrer arbiträren Beziehung wie das Geld als verallgemeinertes Tauschmittel in einer strukturalen Beziehung zueinander, die in einem einheitlichen System auf totale Beziehbarkeit und allgemeine Austauschbarkeit ausgelegt ist. Alle Signifikanten erhalten ihren Wert in einer von distinktiven lautlichen Oppositionen strukturierten Kombinatorik, deren funktionaler Wert darin besteht, über sich hinaus auf den ‚Gebrauchswert‘ von Vorstellungsbildern zu verweisen.¹³

Diese repräsentative Äquivalenzform mit ihrer ökonomischen Konnotation ist auf die synchrone Sprachebene beschränkt. Diachrone Transformationen beziehen sich hingegen nicht auf ein geschlossenes System, sondern ausschließlich auf Einzelemente, die sich ohne

¹¹ Vgl. Ferdinand de Saussure: Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft. 3. Aufl. Hg. von Charles Bally u. Albert Sechehaye. Berlin, New York 2001 (= De-Gruyter-Studienbuch o. Nr.), S. 85.

¹² Ebd., S. 86.

¹³ Vgl. ebd., S. 137f.

„Rücksicht auf die gegenseitige Abhängigkeit zwischen ihnen und dem Ganzen“¹⁴ ändern, sodass sie das gesamte Sprachsystem durcheinanderbringen und ein neues entstehen lassen. Diese Systemtransformation ist zufällig, da sie sich ohne zuvor feststehende Regel im alltäglichen Sprachgebrauch vollzieht: „Die diachronische Erscheinung ist ein Einzelereignis, das für sich allein steht; die besonderen synchronischen Folgen, die sich daraus ergeben können, sind ganz anderer Natur.“¹⁵

Synchrone und diachrone Sprachebene werden, so das Fazit de Saussures, nicht durch ein einheitliches Gesetz strukturiert, das – wie im Fall von institutionellen Gesetzen – zugleich befehlend und allgemein ist. Vielmehr fallen beide Elemente in der Sprache auseinander: Auf synchroner Ebene sind die Gesetze der Sprache zwar allgemein, aber nicht befehlend. Ihre einzelnen Elemente unterliegen aufgrund der distinktiven Oppositionsbeziehungen einer inneren Anordnung und damit einem „Prinzip der Regelmäßigkeit“.¹⁶ Jedoch existiert keine Macht in der Sprache, die diese Regelmäßigkeit dauerhaft gewährleisten kann. Eine aktive Veränderung vollzieht sich hingegen in der diachronen Dimension der Sprache. Diese Umgestaltung setzt „tätige Kräfte“ voraus, die aber nicht die Allgemeinheit von Gesetzen annehmen können, da sie den Charakter des Zufälligen und Vereinzelteten tragen und nicht wie Gesetze eine „Gruppe zusammengehöriger Tatsachen der gleichen Regel“ unterwerfen.¹⁷

De Saussure entdeckt, um die bisherige Argumentation zusammenzufassen, einen doppelten Einschnitt im sprachlichen System, der einen rationalen Gebrauch der linguistischen Zeichen unmöglich macht: Zum einen besteht zwischen Signifikant und Signifikat keine vernünftige Beziehung und zum anderen unterliegen diachrone Sprachentwicklung und synchroner Sprachaufbau unterschiedlichen Gesetzmäßigkeiten, wie man am folgenden von de Saussure ausgeführten Beispiel erkennen kann. Das lat. *Crispus* („kraus“) hat dem französischen Verbum *Décrépir* („den Mörtel abkratzen“) den Wortstamm gelie-

¹⁴ Ebd., S. 100.

¹⁵ Ebd.

¹⁶ Ebd., S. 110.

¹⁷ Ebd.

fert. Aus dem lat. *Decrepitus* („altersschwach“) entstand im Französischen unabhängig von dieser Entwicklung *Décrépit* („altersschwach“): „Sicherlich stellt die Masse der Sprechenden heutzutage einen Zusammenhang her zwischen *un mur décrépi* ‚eine Mauer, von der der Mörtel abgefallen ist‘ und *un homme décrépit* ‚ein altersschwacher Mann‘, obwohl historisch diese beiden Wörter nichts miteinander zu tun haben.“¹⁸

Die Zufälligkeit und damit die Irrationalität des diachronen Wandels und der Beziehung von Signifikant und Signifikat mag auf den ersten Blick als Defizit der Sprache gegenüber allgemeinen und verbindlichen Gesetzmäßigkeiten erscheinen, die Arbitrarität der Zeichenordnung eröffnet jedoch der psycholinguistischen Interpretation ein fruchtbares Forschungsfeld. Würden Signifikant und Signifikat in einer notwendigen, logischen Relation zueinander stehen, würden die Zeichen stets eine objektiv feststellbare Referenz aufweisen. Sie könnten nicht die Abwesenheit bzw. den Verlust eines geliebten/gewünschten/begehrten Objekts signifizieren, sondern müssten die existenzielle Erfahrung des Todes aus der Sprache eliminieren. Die Sprache des Unbewussten, wie sie Jacques Lacan in seiner Engführung von Freud und de Saussure untersucht, zeichnet sich aber gerade durch die Eliminierung einer positiven Referenz aus. An die Stelle eines Signifikats, das verloren ging bzw. niemals existiert hat, tritt als symptomatische Ersatzbildung ein Signifikant, der den überschüssigen Rest des leeren Signifikats bildet und als Überbleibsel eines Verlusts bzw. einer Verdrängung zum Ausgangspunkt der psychoanalytischen Interpretation wird. „Insbesondere der Ersatz eines bedeutsamen, aber anstößigen Elements durch ein indifferentes, aber der Zensur harmlos erscheinendes, welches wie eine entfernteste Anspielung an das erstere steht,“¹⁹ beherrscht die Sprache des Unbewussten. Das Subjekt kann seinen Verlust nicht direkt ausdrücken, da der Verzicht auf libidinöse Befriedigung und die damit einhergehende Aufgabe begehrter Objekte unter der Überwachung und dem Druck des Über-Ichs erfolgt. Die ins Unbewuss-

¹⁸ Ebd., S. 98; Herv. im Original.

¹⁹ Sigmund Freud: Der Witz und seine Beziehung zum Unbewussten. Frankfurt/M. 2009, S. 184f.

te verdrängten Wünsche artikulieren sich vielmehr – wie eingangs angedeutet – in überdeterminierter, das heißt in metonymisch verschobener und metaphorisch verdichteter Form.

Der Phallus als dominanter Signifikant des Unbewussten, der als Ersatzbildung den (imaginierten) Verlust des Organs bezeichnet, taucht daher in der Sprache des Traums als rhetorisch entstellte Figur auf. Diese Verdichtung und Verschiebung wäre aber ohne den kontingenten Sprachwandel nicht möglich. ‚Eine Mauer, von der der Mörtel abgefallen ist‘, kann, um de Saussures Beispiel aufzugreifen, in der überdeterminierten Sprache des Traums aufgrund der zufälligen lautlichen Nähe zu ‚ein altersschwacher Mann‘ auf den Verlust von körperlicher Fitness und sexueller Potenz verweisen (zumindest liegt diese Assoziation im französischen Sprachraum nahe). Bei einem vernünftig rekonstruierbaren Sprachwandel, der Produkt einer zielgerichteten Handlung wäre, würde den Sprechern der lautliche Wandel und die unterschiedliche Herkunftsgeschichte beider Ausdrücke bewusst sein, sodass die kreative Übertragung eines Bildbereichs in einen anderen an der kognitiven Transparenz des sprachlichen Systems scheitern würde. Die Sprache bietet jedoch gerade aufgrund ihres irrationalen Charakters das ideale Medium für die Artikulation des Über-Ich-Zwangs, der im rationalen Diskurs nicht erfasst werden kann, da das Zusammenspiel von struktureller Äquivalenzform und funktionaler Repräsentationsform der Bezeichnung einer positiven Referenz dient und den Verlust eben dieser Referenz nicht zu symbolisieren vermag. In der lacanianischen Topik des Unbewussten entzieht sich die bezeichnete Referenz hingegen der positiven Darstellung. Das Reale ist „ein auf immer verlorenes, unfindbares Objekt“²⁰, das die Erfahrung des Verlusts bzw. des Todes in das symbolische Netz der Signifikanten einschreibt und so die imaginäre Vorstellung einer vernünftigen Zeichenordnung unterminiert.²¹

²⁰ Baudrillard: Der symbolische Tausch und der Tod, S. 211.

²¹ Diese Erkenntnis der Psychoanalyse reicht weit über das Gebiet der Psychotherapie hinaus, da sie sich allgemein auf das Verhältnis der symbolischen Ordnung zum Tod und damit zur Vergänglichkeit bezieht, das für erkenntnistheoretische Fragestellungen historischer Wissenschaft essentiell ist. Legen zum Beispiel Archäologen die Überreste einer vergangenen Zivilisation frei, so gewinnen die Fundstücke den Status von Signifikanten, die das Leben einer untergegangenen Epoche repräsentieren. Diese

Die Extermination des Werts

Strukturelle Äquivalenz und funktionale Repräsentation – diese beiden Kernelemente des Wertgesetzes der Sprache setzt die psychoanalytische Zeichentheorie der Freud'schen und Lacan'schen Tradition außer Kraft, indem sie im Verhältnis von Signifikant und Signifikat einen Überschuss auf Seiten des Signifikanten einführt und zugleich die distinkten Oppositionen der Zeichen durch ihre metonymische und metaphorische Überdeterminierung auflöst. Fraglich bleibt bei diesem Konzept jedoch, ob das Auftauchen eines überschüssigen, stets verschobenen und verdichteten Signifikanten den Tod als Auslöser des unbewussten Diskurses bewältigen kann. Für den Psychoanalytiker bildet der überdeterminierte Signifikant ein Symptom, das die durch die Kastrationsdrohung hervorgerufene Todes- und Verlustangst bezeichnet. Eine vollständige Akzeptanz dieser Kastrationsangst würde zur Auflösung des überschüssigen Signifikanten führen und eine transparente, logisch motivierte Sprache erzeugen, in der die strukturelle und funktionale Dimension der Zeichen nicht mehr durch die Mechanismen der Überdeterminierung gestört würde. Freud nimmt schon früh von diesem Traum totaler Transparenz Abschied, da die *talking cure* dem Analysanden zwar die Angst vor dem Tod ins Bewusstsein heben, diese aber nicht gänzlich zum Verschwinden bringen kann. Der Signifikant als Zeuge und Überrest eines traumatischen Verlusts bildet damit den Ausgangspunkt für eine „unendliche Analyse“,²² die ihren Diskurs auf die Annahme einer irreduziblen Todesangst des Subjekts stützt.

funktionale Dimension leidet aber an dem Mangel, dass die vorhandenen Signifikanten keine eindeutige Rekonstruktion der vergangenen Wirklichkeit zulassen. Es besteht in historischen Wissenschaften somit ein Überschuss auf Seiten der Signifikanten, der dem assoziativen Spiel der Imagination als Stütze dient. Der Historiker ‚malt‘ sich die Vergangenheit mithilfe der bruchstückhaften Signifikanten und seiner Vorstellungskraft ‚aus‘, er kann sie jedoch niemals objektiv feststellen. Vgl. zur epistemologischen Problematik der historischen Wissenschaft den Beitrag von Christian Baier in diesem Band.

²² Zum Begriff vgl. Sigmund Freud: Die endliche und die unendliche Analyse. In: Ders.: Zur Dynamik der Übertragung. Behandlungstechnische Schriften. Frankfurt/M. 2006, S. 129-168.

Die postmoderne Kritik an der psychoanalytischen Semiotik, wie sie Baudrillard exemplarisch übt, setzt an dieser existenziellen Grundannahme der Freud'schen Lehre an, indem sie in der Nachfolge Batailles eine radikale Umwertung des Todes ins Auge fasst. Der Tod soll nicht mehr Auslöser unbewusster Verdrängungsarbeit, sondern ein Paroxysmus, ein dionysischer Überschwang sein, der in einem feierlichen Exzess den überschüssigen Signifikanten dekonstruiert. Die tödliche Dekonstruktion des Signifikanten soll, so Baudrillards These, den Tod in einer kollektiven Praxis symbolisieren und damit das durch die Todesangst konstituierte Unbewusste auflösen: „Das Symbolische *steht jenseits des Unbewußten und der Psychoanalyse*, jenseits der libidinösen Ökonomie, wie es auch jenseits des Wertes und der politischen Ökonomie steht.“²³

Welche symbolische Praxis kann diese geforderte Dekonstruktion des Wertgesetzes leisten? Baudrillard bezieht sich auf de Saussures Analyse des Anagramms, die der französische Philosoph zum Ausgangspunkt für eine allgemeine Theorie poetischer Texte und seine Kritik an der zeitgenössischen Linguistik nimmt. Für Baudrillard unterwirft die von Roman Jakobson betriebene linguistische Interpretation der Poesie den ästhetischen Text auf subtile Weise dem Wertgesetz, wenn sie die Projektion des Prinzips der Äquivalenz von der Achse der Selektion auf die Achse der Kombination als formale Grundlage der Poesie betrachtet.²⁴ Der Signifikant bezieht sich in der Poesie laut Jakobson nicht eindeutig auf ein Signifikat, vielmehr gewinnt das Signifikat Ambiguität, da die Zeichen sich auf sich selbst beziehen statt auf eine außersprachliche Instanz. Die Poesie schafft damit weder das Kommunikationssubjekt (mit der Unterscheidung von Sender und Empfänger) noch die kodifizierte Botschaft ab, sondern entkoppelt lediglich die Signifikanten von ihrer denotativen Funktion, sodass die Zeichen einen gewissen Spielraum gewinnen, um eine „Polysemie, Polyvalenz und Polyphonie des

²³ Baudrillard: Der symbolische Tausch, S. 359; Herv. im Original.

²⁴ Vgl. Roman Jakobson: Linguistik und Poetik. In: Jens Ihwe (Hg.): Literaturwissenschaft und Linguistik. Ergebnisse und Perspektiven. Frankfurt/M. 1971, S. 142-178, hier S. 151.

Sinns“²⁵ zu stiften. Die poetische Verdichtung des Sprachmaterials dient dabei keineswegs der Destruktion des Wertgesetzes, sondern realisiert es im Gegenteil in erhöhtem Maß. Der Bruch mit der alltäglichen Anordnung der Signifikanten auf der textuellen Ebene, der aus der Verlagerung der Äquivalenz auf die Ebene der Kombination resultiert, soll einen Überschuss an Botschaft, an Sinn und an Vorstellung schaffen, einen „maximalen Informationsgrad“,²⁶ der den akkumulierbaren Mehrwert der Poesie ausmachen soll.

Gegen diese Poetik der Äquivalenz und Akkumulation von Sinn setzt Baudrillard die Kategorien der Reversibilität und Dissemination, die er am Beispiel von de Saussures Studien zum Anagramm erläutert. De Saussure glaubt in seiner Analyse des antiken Anagramms, die er selbst nicht veröffentlichte,²⁷ zwei grundlegende Gesetze auszumachen: das Gesetz der Paarbildung, das vorschreibt, dass jeder Vokal und Konsonant in einem Vers einen identischen Gegenvokal bzw. -konsonanten besitzt, und das Gesetz vom thematischen Wort, das besagt, dass die Paarbildung im phonetischen Material eines Verses ein geheimes Wort verbirgt: TAURASIA CISAUNA SAMNIO CEPIT (SCIPIO). Baudrillard möchte diese beiden Gesetze nicht als empirisch überprüfbare Regeln verstanden wissen, die tatsächlich in der antiken Lyrik vorhanden sind, sondern als spekulative Thesen, die die Möglichkeit einer radikalen Auslöschung des Sinns erschließen. Baudrillard verkennt nicht, dass sich Paarbildung und thematisches Wort entsprechend dem Wertgesetz interpretieren lassen: Die Paarbildung lässt sich auf die Verdichtung des Lautmaterials beziehen, also auf „die Redundanz des Signifikanten [...], d. h. auf den Häufigkeitsgrad eines bestimmten Phonems oder Polyphons, der im Verhältnis zur Alltagssprache höher ist“; das thematische

²⁵ Baudrillard: Der symbolische Tausch, S. 331.

²⁶ Ebd., S. 332.

²⁷ Jean Starobinski gab de Saussures Studien zum Anagramm in Frankreich heraus. Vgl. Jean Starobinski: Les mots sous les mots. Les anagrammes de Ferdinand de Saussure. Paris 1971. In der Folge kam es insbesondere im Umfeld der Zeitschrift *Tel Quel* zu einer intensiven Debatte um de Saussures Anagramm-Theorie, an die Baudrillard anschließt. Vgl. zur Rezeption de Saussures in *Tel Quel* Peter Wunderli: Ferdinand de Saussure und die Anagramme. Linguistik und Literatur. Tübingen 1972 (= Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 14), S. 113-134.

Wort lässt sich als ‚latentes‘ Signifikat (= SCIPIO) deuten, das der Text zusätzlich zu seiner manifesten Botschaft ausdrückt.²⁸ Diese linguistische Interpretation erfasst zwar, dass die Poesie die linear-diskursive Anordnung der Zeichen aufhebt, sie verfehlt aber die zyklische Annullierung der Signifikanten im Anagramm und den aus dieser Zerstreung des Sinns resultierenden ästhetischen Genuss. Indem das Anagramm einen signifikanten Term wiederholt und verdoppelt, erreicht es eine intensive Zirkulation und Zerstreung von Textbruchstücken, die die Zentrierung der Signifikanten auf ein transparentes Signifikat unterbinden. Im Anagramm geht es nicht um die Verbergung eines thematischen Wortes, das durch die hermeneutische Lektüre ans Tageslicht zu fördern wäre, sondern gerade um seine endgültige Auslöschung, die die Signifikanten von ihrer Funktion entbindet, eine Referenz zu konstituieren, und sei sie auch – wie in der Psychoanalyse – eine sich ewig entziehende Referenz. Genuss entsteht somit laut Baudrillard durch die Destruktion von Wert, nicht durch seine Akkumulation. Die zyklische Vernichtung des thematischen Wortes bedient sich der disruptiven Kraft des Todes; sie feiert ihn als Exzess des Lebens und fürchtet ihn nicht als Bedrohung der Identität. Damit löscht die Poesie nicht nur die Bahnung der Signifikanten auf ein transparentes Signifikat aus, sondern auch den überschüssigen Signifikanten selbst, der der Psychoanalyse als Symptom für die Angst vor der Kastration, dem Tod und dem Verlust gilt. In der Poesie bleibt nichts zurück als der Genuss, der aus der vollständigen Konsumation des Werts folgt: „*Unendlich ist er* [der Genuss; Anm. d. Verf.] *beim poetischen Text*, weil in ihm keinerlei Chiffre wiederauffindbar und keine Dechiffrierung möglich ist – es gibt kein Signifikat, das dem Kreislauf ein Ende setzt. In ihm ist die Formel nicht einmal mehr unbewußt (hier liegt die Grenze aller psychoanalytischen Interpretation), *denn es gibt sie nicht*. Der Schlüssel ist endgültig verloren gegangen.“²⁹

²⁸ Baudrillard: Der symbolische Tausch, S. 303.

²⁹ Ebd., S. 319; Herv. im Original.

Sprachmüll

Baudrillards spekulative Darstellung einer reversiblen Tauschbewegung, die das durch den strukturalen und funktionalen Kode determinierte Wertgesetz der Sprache auflöst, richtet sich gegen das von de Saussure popularisierte Modell des Sprechens als unbegrenzte Produktion von Diskursen. Da die Sprache laut de Saussure auf synchroner Ebene keinem befehlenden Gesetz, sondern lediglich wenig verbindlichen Regularien unterliegt, steht sie im Zeichen eines „Überangebots“ von Signifikanten, die ohne jede Einschränkung gebraucht und vermehrt werden können, sodass sie sich zu „einer ungeheuren Ablagerung von Abfall und undurchsichtiger diskursiver Materie“ zusammenschließen.³⁰ Die redundante Häufung der Signifikanten im linearen Textgefüge erreicht einen derartigen Grad an Überproduktion, dass die gesamte Produktion von (wissenschaftlichen, politischen, ökonomischen) Diskursen in die Beliebigkeit von Modezyklen umkippt, in denen nichts mehr produziert wird, sondern die Zeichen sich in einem Rausch von Permutationen und Kommutationen von jeglicher Referenz abzulösen scheinen. Die Zyklen der Mode stimmen im Hinblick auf die Eliminierung der funktionalen Dimension der Sprache mit der poetischen Extermination des Werts überein, sie löschen jedoch nicht dessen strukturelle Dimension aus, da sich die Zeichen der Mode in einem coolen, zwanglosen Spiel entlang standardisierter Warenmodelle und distinkter Oppositionen (*in* vs. *out*) reproduzieren. Der Überschuss auf Seiten der Signifikanten entkoppelt sich gänzlich von jeder Referenz (sei sie auch – wie in der Psychoanalyse – eine sich entziehende Referenz des sprachlosen Unbewussten) und vermehrt damit den ‚Sprachmüll‘ der kodifizierten Sprache ins Unbegrenzte.³¹ Die poetische Reversion der Zeichen hingegen

³⁰ Ebd., S. 309.

³¹ Die Aktualität der Mode ist nicht in ihrer Bezugnahme auf die Gegenwart begründet. Vielmehr recycelt sie ununterbrochen alte, abgestorbene Formen und verleiht ihnen eine zweite Existenz. Sie basiert auf dem kulturellen Müll vergangener Symbolformen, den sie endlos wiederholt: „Sie beinhaltet die Verzweiflung darüber, daß nichts Bestand hat, und die perverse Lust am Wissen, daß jenseits dieses Todes jede Form die Möglichkeit zu einer zweiten Existenz hat [...]“ (Baudrillard: Der symbolische Tausch, S. 134.)

vernichtet den Kode und damit sowohl die funktionale als auch strukturelle Dimension der Sprache, indem sie die Zeichen der strengen Verpflichtung des symbolischen Tausches unterwirft.³²

Wie Lyotard anmerkt, entstammt Baudrillards Konzept des symbolischen Tausches einer Verdichtung zweier Theorien, die im theoretischen Umfeld der Postmoderne prominente Rollen bei der Bearbeitung und Weiterentwicklung des philosophischen Erbes des deutschen Idealismus, speziell des hegelianischen Denkens spielen: Marcel Mauss' ethnologische Studien zum Gabentausch, in dem die Subjekte zueinander in soziale Beziehungen treten „durch die Vermittlung von Objekten, die nur als Symbole ambivalenter Affekte, Liebe und Tod, Geltung haben“ und Lacans psychosemiotische Analyse einer „strukturelle[n] Beziehung, die (willkürlich, jeder Kultur entsprechend) die Quantitäten und Qualitäten der Objekte bestimmt, die geeignet sind, zu solchen Symbolen zu werden“.³³ Die Montage dieser symbolisch aufgeladenen Objekte soll im symbolischen Tausch das Unbewusste auflösen, indem die destruktive Kraft des Todes – entsprechend der von Mauss geleisteten phänomenologischen Beschreibung des Potlatches – zur Voraussetzung intensiver sozialer Beziehungen umgedeutet wird.³⁴ Im ruinösen Spiel des Gabentausches beweisen die Duellanten ihre Freiheit von ökonomischen Selbsterhaltungszwängen, indem sie ihre Güter vernichten und aus dieser Zerstörung ihren Genuss ziehen. Die Subjekte gehen im Potlatch über die Partikularität ihres endlichen Seins hinaus, setzen sich der Drohung des Todes aus und gewinnen durch ihre Gleichgültigkeit gegenüber den Zwängen der individuellen Selbstbehauptung soziales Prestige.³⁵

³² Zum Konzept des symbolischen Tauschs in Baudrillards Frühwerk vgl. Christoph Raetzsch: Wider die Simulation. Medien und symbolischer Tausch. Revisionen zum Frühwerk Jean Baudrillards. Berlin 2009.

³³ Lyotard: Libidinöse Ökonomie, S. 151; Herv. im Original.

³⁴ Zu Baudrillards Auseinandersetzung mit der lacanianischen Psychoanalyse vgl. Victoria Grace: Psychoanalysis. In: Richard G. Smith (Hg.): The Baudrillard Dictionary. Edinburgh 2010, S. 174-176 sowie Samuel Strehle: Zur Aktualität von Jean Baudrillard. Einleitung in sein Werk. Wiesbaden 2012, S. 73-94.

³⁵ Vgl. Marcel Mauss: Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften. Frankfurt/M. 1968 (= Theorie 1).

Mit seiner Theorie des symbolischen Gabentausches wendet sich Baudrillard in Anlehnung an Batailles Philosophie der Souveränität³⁶ gegen die hegelianische Dialektik von Herr- und Knechtschaft, die – vermittelt über Alexandre Kojève – beim frühen Lacan die zentrale philosophische Referenz für seine Neufassung der Freud'schen Psychoanalyse bildet. Laut Hegel kommt es im exzessiven Kampf um Prestige zu einem folgenschweren Ungleichgewicht zwischen den beiden Kombattanten: Ein Subjekt wendet sich aus Angst vor dem Tod auf die Partikularität seines Seins zurück und unterwirft sich damit als Knecht dem Herrn, der den Kampf ohne Rücksicht auf sein Leben führt. Der Knecht wird aufgrund seiner Todesfurcht aus der „Zirkulation der symbolischen Güter“³⁷ ausgeschlossen und wandelt sich durch diese Diskriminierung zu einer Arbeitskraft, die der Herr durch die endlos aufgeschobene Drohung des Todes zum Dienst zwingen kann: „Hegel leitet in der Dialektik von Herr und Knecht die Herrschaft aus der beim Knecht aufgeschobenen Todesdrohung ab.“³⁸ Diese Dialektik behandelt Hegel nicht als anthropologische Konstante, sondern als Produkt einer historischen Entwicklung, die in der Antike durch verschiedene religiöse und soziale Konflikte ausgelöst wurde. Während sich die polytheistische Religiosität der Antike an heroische Kriegerherren richtet, die im Sinne Baudrillards ihr Leben rücksichtslos im agonalen Gabentausch aufs Spiel setzen, taucht laut Hegel mit der jüdischen Religion erstmalig eine kulturelle Institution auf, die die Angst vor dem Tod zum emotionalen Zentrum ihrer Riten und Glaubenslehren erhebt. Der Gott der jüdischen Religion ist, so Hegel, nicht Ausdruck eines selbstbewussten Volkes, das sich wie im griechischen Polytheismus in seinen wilden, grandiosen Göttergestalten selbst heiligt, sondern präsentiert die Angst vor einer als traumatisch empfundenen Wirklichkeit.³⁹

³⁶ Zu Baudrillards Auseinandersetzung mit Bataille vgl. Baudrillard: Der symbolische Tausch, S. 243-250.

³⁷ Ebd., S. 70.

³⁸ Ebd.

³⁹ Für Hegel löst die „noahische Flut“ ein Trauma in den archaischen Gesellschaften des Orients aus, das sich in einer Natur- und Weltfeindlichkeit des hebräischen Testaments ausdrücke (G.W.F. Hegel: Der Geist des Christentum und sein Schicksal. In:

Der junge Hegel der Berner Periode schwärmt noch für den Heroismus und die Todesverachtung der antiken Gesellschaften, tendiert aber ab den Studien zum *Geist des Christentums* und vor allem der *Phänomenologie des Geistes* dazu, die Dialektik von Herr- und Knechtschaft als historische Notwendigkeit anzusehen, die nicht von außen durch das Judentum an die griechisch-römischen Gesellschaften herangetragen wurde, sondern in diesen selbst in Form der Beziehung der Geschlechter präsent war. Der heidnische Herr führt nach Hegel eine doppelte Existenz: Als Staatsbürger ist er zur Verausgabung seines Lebens in den Prestigekämpfen der Kriegergemeinschaften verpflichtet. Als Mitglied seiner Familie, als Vater, Ehemann oder Sohn agiert er hingegen als Privatperson, die sich um die Erhaltung ihrer Güter und ihres Lebens sorgt. Da der Herr zum einen in der Familie nicht arbeiten darf, weil ihm diese knechtische Tätigkeit per se unangemessen ist, und er zum anderen als Familienmitglied nicht sein Leben im Kampf um Autonomie einsetzt, erkennt ihn seine Familie lediglich in seinem statischen Sein als lebendiges Wesen an. Die Liebe der Familie zum heidnischen Herrn bezieht sich auf sein biologisches Leben, das nach dem Tod des Mannes in Form der Totenklage geehrt wird, um es von der Nacktheit purer Natürlichkeit zu befreien. Das Gesetz der Familie, das Leben ihrer Mitglieder zu schützen, steht damit im schroffen Gegensatz zur Pflicht des Staatsbürgers, sein Leben für Prestige aufzuopfern.⁴⁰

An diesem Widerstreit zwischen öffentlicher und privater Sphäre geht laut Hegel die antike Welt zugrunde. Die jungen Männer, die noch nicht in das öffentliche Leben der Bürger eingetreten sind, begreifen sich als private Personen und nicht als kämpfende Mitglieder des Staa-

Ders.: Werke 1. Frühe Schriften. Frankfurt/M. 1986 (= stw 601), S. 274-418, hier S. 274f.

⁴⁰ Über die private Existenz des Mannes in der antiken Familie heißt es in der *Phänomenologie*: „Weil er nur als Bürger *wirklich* und *substantiell* ist, so ist der Einzelne, wie er nicht Bürger ist und der Familie angehört, nur der *unwirkliche* marklose Schatten. Diese Allgemeinheit, zu der der Einzelne als *solcher* gelangt, ist das *reine Sein, der Tod*; es ist das *unmittelbare natürliche Gewordensein*, nicht das *Tun* eines *Bewußtseins*. Die Pflicht des Familiengliedes ist deswegen, diese Seite hinzuzufügen, damit auch sein letztes *Sein*, dies *allgemeine* Sein, nicht allein der Natur angehöre und etwas Unvernünftiges bleibe, sondern daß es ein *Getanes* und das Recht des Bewußtseins in ihm behauptet sei.“ (Hegel: *Phänomenologie des Geistes*, S. 332; Herv. im Original.)

tes. Daher streben sie nach ihrem Eintritt ins öffentliche Leben danach, das gesamte Gemeinwesen ihrem privaten Willen zu unterwerfen. Die ursprüngliche Einheit von Individuum und Gemeinwesen zerbricht auf diese Weise und wird von einer ‚entfremdeten‘ Form des sozialen Lebens abgelöst, die das Allgemeine privaten Interessen unterwirft:

Indem das Gemeinwesen sich nur durch die Störung der Familienglückseligkeit und die Auflösung des Selbstwußtseins in das allgemeine sein Bestehen gibt, erzeugt es sich an dem, was es unterdrückt und was ihm zugleich wesentlich ist, an der Weiblichkeit überhaupt seinen inneren Feind. Diese – die ewige Ironie des Gemeinwesens – verändert durch die Intrige den allgemeinen Zweck der Regierung in einen Privatzweck, verwandelt ihre allgemeine Tätigkeit in ein Werk dieses bestimmten Individuums und verkehrt das allgemeine Eigentum des Staats zu einem Besitz und Putz der Familie.⁴¹

Mit der Bildung der großen antiken Imperien wie dem Reich Alexanders des Großen und dem Römischen Reich wird – wie Kojève in seinem bahnbrechenden Hegel-Kommentar hervorhebt – der Typus des freien Kriegers, der sich als Citoyen begreift, vom Bourgeois abgelöst, der in knechtischer Furcht vor seinem Herrn zu arbeiten beginnt.⁴² Für Hegel führt dieser Verlust von Freiheit aber nach einer langen Geschichte von Emanzipationsversuchen schließlich im modernen Nationalstaat zur Aufhebung der Knechtschaft und zur vollumfänglichen Anerkennung aller Gesellschaftsmitglieder als autonome Personen. Durch seine Arbeit und seine Solidarität mit seinen Leidensgenossen gewinne der Knecht sowohl ein überlegenes Produktionswissen über den untätigen Herrn als auch eine Form sozialer Interaktion, in der er die anderen sozialen Aktanten nicht mehr der Drohung des Todes aussetze, sondern sie in ihrer Sorge um ihre Partikularität und Endlichkeit achte und anerkenne: „[W]as es tut, *ist* die allgemeine Geschicklichkeit und Sitte aller. Dieser Inhalt, insofern er sich vollkommen vereinzelt, ist in seiner Wirklichkeit in das Tun aller verschränkt. Die *Arbeit* des Indi-

⁴¹ Hegel: Phänomenologie des Geistes, S. 352f.

⁴² Vgl. Alexandre Kojève: Zusammenfassender Kommentar zu den ersten sechs Kapiteln der *Phänomenologie des Geistes*. In: Materialien zu Hegels *Phänomenologie des Geistes*. Hg. von Hans Friedrich Fulda u. Dieter Henrich. Frankfurt/M. 1973 (= stw 9), S. 133-188, hier S. 176f.

viduums für seine Bedürfnisse ist ebensowohl eine Befriedigung der Bedürfnisse der anderen als seiner eigenen, und die Befriedigung der seinen erreicht es nur durch die Arbeit der anderen.“⁴³

Dieser optimistische Glaube an das emanzipatorische Vermögen der Arbeit prägt die hegelmарxistische Rhetorik der Befreiung des Proletariats durch die Entwicklung der Produktivkräfte. Die Arbeit des Proletariats soll die Produktivkräfte bis an den Punkt steigern, an dem die kapitalistischen Produktionsverhältnisse gesprengt und in eine befreite kommunistische Gesellschaft übergehen werden.⁴⁴

Dieses lineare Geschichtsmodell erfährt im Umfeld der französischen 68er-Bewegung von verschiedenen Seiten massive Kritik. Foucaults Diskursanalyse,⁴⁵ Derridas Dekonstruktion,⁴⁶ Batailles Studien zur Souveränität,⁴⁷ die Nietzsche-Bücher von Deleuze⁴⁸ und Klossowski⁴⁹ sowie die Abkehr des späten Lacan von der hegelianischen Philoso-

⁴³ Hegel: Phänomenologie des Geistes, S. 265; Herv. im Original.

⁴⁴ „Mit der beständig abnehmenden Zahl der Kapitalmagnaten, welche alle Vorteile dieses Umwandlungsprozesses usurpieren und monopolisieren, wächst die Masse des Elends, des Drucks, der Knechtschaft, der Entartung, der Ausbeutung, aber auch die Empörung der stets anschwellenden und durch den Mechanismus des kapitalistischen Produktionsprozesses selbst geschulten, vereinten und organisierten Arbeiterklasse. Das Kapitalmonopol wird zur Fessel der Produktionsweise, die mit und unter ihm aufgeblüht ist. Die Zentralisation der Produktionsmittel und die Vergesellschaftung der Arbeit erreichen einen Punkt, wo sie unverträglich werden mit ihrer kapitalistischen Hülle. Sie wird gesprengt. Die Stunde des kapitalistischen Privateigentums schlägt. Die Expropriateurs werden expropriiert.“ (Karl Marx: Das Kapital. Band I. In: Ders. u. Friedrich Engels: Werke. Band 23. Hg. vom Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED. Berlin 1962, S. 790f.)

⁴⁵ Vgl. Michel Foucault: Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften. Frankfurt/M. 1974 (= stw 96), insbesondere S. 459-462.

⁴⁶ Derridas Auseinandersetzung mit Hegels Dialektik erfolgt im Fahrwasser von Batailles Philosophie der Souveränität. Vgl. Jacques Derrida: Die Schrift und die Differenz. Frankfurt/M. 1976 (= stw 177), S. 380-421.

⁴⁷ Vgl. Georges Bataille: Die Aufhebung der Ökonomie. 2., erw. Aufl. München 1985.

⁴⁸ Vgl. Gilles Deleuze: Nietzsche und die Philosophie. Hamburg 2002 (= eva Taschenbuch 70), insbesondere S. 170-173.

⁴⁹ Vgl. Pierre Klossowski: Nietzsche und der Circulus vitiosus deus. München 1986 (= Batterien 24).

phie⁵⁰ markieren auf unterschiedliche Weise eine (häufig) von Nietzsche inspirierte Fundamentalkritik am christlich konnotierten Modell einer intersubjektiven Versöhnung durch einen dialektischen Arbeitsprozess. Baudrillards soziologische und sprachphilosophische Studien stehen in der Tradition dieser theoretischen Absetzbewegung von Hegel und Marx und radikalieren sie zugleich, indem sie zum einen konsequent die Fortschritts- und Arbeitsrhetorik der zeitgenössischen sozialistischen Bewegungen angreifen und zum anderen jeglichen geregelten, kodifizierten Diskurs durch die symbolische Destruktion der sprachlichen Repräsentationsfunktion unterlaufen.

Baudrillard gelingt mit seiner Kritik der Semiotik die zeichenlogische Analyse eines soziosymbolischen Wandels, der im Übergang von Fordismus zum Postfordismus eine Sphäre flottierender Zeichen von der gesamtgesellschaftlichen Produktion entkoppelt. Die Finanzspekulation mag als prägnantes Beispiel für das Umkippen der Produktion in die referenzlose Spekulation dienen: Die spekulativen Geldzeichen des Finanzwesens stehen – spätestens seit dem Scheitern von Breton-Woods – hinsichtlich ihres Umfangs und ihre Wirksamkeit in keinem operationalisierbaren Verhältnis mehr zur sogenannten ‚Realwirtschaft‘. Sie flottieren in einer referenzlosen virtuellen Raum-Zeit,⁵¹ die keine Beziehung mehr zu einer von Menschen erlebbaren Zeit der Produktion bzw. der Akkumulation von Produktivkräften besitzt.

⁵⁰ Der späte Lacan distanziert sich von Hegels Konzeption des Begehrens, das in der idealistischen Dialektik an das sich selbst bewusste Subjekt gekoppelt ist: „Denn eben der Begierde ist bei Hegel die Last jenes Minimums an Bindung überantwortet, die das Subjekt bezüglich der antiken Wissenschaft bewahren muß, damit die Wahrheit der Verwirklichung des Wissens einwohne. Nichts anderes bedeutet die List der Vernunft, als daß das Subjekt von Anfang bis Ende weiß, was es will.“ (Jacques Lacan: Schriften II. Hg. von Norbert Haas. Freiburg, Olten 1975, S. 177.)

⁵¹ Das britische Unternehmen Global Marine Systems verlegte vor einigen Jahren für geschätzte 300 Millionen Euro ein Glasfaserkabel quer durch den Atlantik. Die Zeitersparnis bei der Datenübertragung liegt gegenüber alten technischen Lösungen bei 6 Millisekunden, die für die superschnellen Börsencomputer einen entscheidenden Vorsprung gegenüber Konkurrenten auf dem Markt bedeuten. Die Zeitintervalle, in denen dank modernster Technik Informationen ausgetauscht werden, liegen somit in einem virtuellen Bereich, der für Menschen nicht mehr sinnlich wahrnehmbar ist.

Bei aller Radikalität seiner Theorie des symbolischen Tausches und seiner Ablehnung der marxistischen Fortschritts- und Revolutionshoffnungen neigt Baudrillard jedoch dazu, den alten Traum emanzipatorischer Bewegungen von einer verlorengegangenen subversiven Kraft im Gewand einer an Mauss geschulten Anthropologie zu restituieren. Zwar besteht zwischen Baudrillards Vorstellung eines reversiblen Gabentauschs der ‚Primitiven‘ und dem marxistischen Modell einer kommunistischen Urgesellschaft keine inhaltliche Parallelität, jedoch lässt sich mit Lyotard in formaler Hinsicht feststellen, dass der symbolische Tausch eine ähnliche Garantiefunktion für die subversive Kritik am Kapitalismus übernimmt wie die Produktivkräfte im Marxismus.⁵² Aufgrund der libidinösen Verstrickung der Subjekte in die Zeichenwelt der Warengesellschaft ist jedoch eine derartige revolutionäre Sicherheit nicht zu haben. Das flüchtige Patchwork libidinöser Triebbesetzungen lässt sich, wie im abschließenden Abschnitt zu erläutern sein wird, nicht vollständig in die agonale Form des symbolischen Tauschs überführen; es generiert vielmehr ein intransparentes Textgeflecht, in dem die Unterscheidung von Zeichen und Referenz aufgehoben ist.

Die Begierde im Text

Um in die soziosymbolische Ordnung eintreten zu können, muss das Subjekt laut Hegel zunächst seine „Begierde“ hemmen, da ihre uneingeschränkte Befriedigung das Subjekt zum „Versenktsein in die Ausbreitung des Lebens“ verurteilen würde.⁵³ Mit jeder Befriedigung der Begierde würde das Interesse des Subjekts an der Außenwelt erlöschen und mit dem Gefühl des Mangels wieder von neuem entstehen, ohne dass eine psychosoziale Bildung stattfinden würde. Die Begierde vernichtet nach Hegel ihr Objekt und kann es doch nicht aufheben, sondern hängt von ihm ab, da sie nur an den Gegenständen der Außenwelt ihre Befriedigung finden kann. Das Subjekt tritt damit nicht in die sym-

⁵² Zu seiner Kritik an Baudrillards Theorie des symbolischen Tausches vgl. Lyotard: *Libidinöse Ökonomie*, S. 149-155.

⁵³ Hegel: *Phänomenologie des Geistes*, S. 149.

bolische Ordnung ein, es erfährt keine intersubjektive Anerkennung durch ein anderes Selbstbewusstsein, sondern erschöpft seine Energien in der Konsumation von begehrten Objekten. Daher muss, so Hegel, das Subjekt seine Begierde hemmen, um die Partikularität seiner Bedürfnisbefriedigung zu überschreiten und seine libidinösen Ressourcen für geistige Betätigungen und Bildung fruchtbar zu machen. Die Begierde soll ihren destruktiven Charakter verlieren, wenn sie sich nicht mehr nach außen, sondern nach innen wendet und als disponible Energie in die Bildungsbemühungen des Subjekts investiert wird.

Wenn man(n) also Hand anlegt, nicht um die Erregung bis zum Punkt des Kontrollverlusts zu steigern, sondern um kurz davor den Finger auf den Samenkanal zu legen, die aufgestaute Energie zurückfließen zu lassen und sich so die Erschöpfung der Begierde zu versagen, wandelt sich deren zerstörerisches Potential laut Hegel in ein produktives Vermögen, das sich in sozial und kulturell wertvolle Praktiken wie Religion, Kunst, Politik oder Wissenschaft umsetzen lässt. Fraglich ist bei diesem energetischen Kalkül jedoch, weshalb sich durch die Umkehrung der Erregung die Begierde in eine positive Größe verwandeln soll, denn ihre Stauung vermehrt ja nicht die vorhandene Energie. Eine interne Hemmung von Energie in einem geschlossenen System kann nicht zu dessen Wachstum führen. Notwendig ist hierfür vielmehr, dass ein Außenbereich erschlossen wird, dessen Reserven in das System integriert werden:

Entweder ist die Ersparnis wirklich eine Ersparnis, was die Annahme der Hemmung unter der Voraussetzung impliziert, daß man sie durch die Annahme einer endlichen Quantität an libidinösem Reichtum ergänzt; oder es handelt sich unter der Bezeichnung Ersparnis um die Einführung von Energiemengen in das System, mit dem man es zu tun hat, wobei aber wichtig ist, daß das System nicht isoliert ist und seinen Energiezuwachs nicht durch eine interne Hemmung, sondern durch äußere Expansion bekommt, also durch die Erschließung „äußerer“ Energiequellen. Bei der zweiten Hypothese wäre der Genuß, oder besser gesagt, die Intensität nicht in jenem Würgegriff angesiedelt, mit dem die Finger der linken Hand kurz vor der Ejakulation den Samenkanal abdrücken, um das

Sperma in einer aufwendigen Kehrtwendung zurückfließen zu lassen
[...].⁵⁴

Während Baudrillard der kodifizierten Sprachform den symbolischen Tausch entgegensetzt, recurriert Lyotard auf die von Hegel abschätzig behandelte Begierde, die das geordnete Textgefüge semiotischer Diskurse unterminieren soll. Die Semiotik basiert für Lyotard auf einer logischen Fehlleistung, die bei Freuds Analyse frühkindlicher Verlusterfahrungen hervortritt. Sobald der divers-vielfältige Kontakt des Kinds zur Mutter unterbrochen wird, entsteht laut Freud ein „Ersatz-Theater“,⁵⁵ auf dessen Bühne der Verlust der Vereinigung mit der Mutter seine Darstellung findet.⁵⁶ In diesem Sinn soll Freuds Enkel, den er als Beispiel in *Jenseits des Lustprinzips* anführt, ein Theater der Abwesenheit erschaffen, indem er mit einer Spule, die er wegwirft und wieder heranholt, den Verlust der abwesenden Mutter symbolisiert.⁵⁷ Die Spule ersetzt als Zeichen die abwesende Mutter und repräsentiert sie für das unter ihrem Verlust leidende Kind. Freud begeht mit dieser Interpretation des Spiels mit der Spule eine *Petitio principii*: Er setzt voraus, dass das Kind die polymorphen Intensitätsdurchläufe, die aus dem körperlichen Kontakt zur Mutter entstehen, einer totalisierenden Instanz zuschlägt, deren Verlust es anschließend beklagt. Die „Verbindungen Lippen-Zunge-Brustwarze, die Verkoppelungen Nacken-Schulter, Finger-Brust“ sollen keine Metamorphosen und „befriedigende Intensitätsdurchgänge“ sein, sondern „Anspielungen auf ein unerreichbares Genießen-Können“.⁵⁸

Die Semiotik reproduziert diesen Glauben an einen verloren gegangenen Ursprung, indem sie ein Modell kodifizierter Kommunikation

⁵⁴ Lyotard: *Libidinöse Ökonomie*, S. 264.

⁵⁵ Ebd., S. 33.

⁵⁶ Vgl. zur Auseinandersetzung Lyotards mit Freud Bill Readings: *Introducing Lyotard. Art and Politics*. London 1991, S. 43-52; Anne Tomiche: *Rephrasing the Freudian Unconscious: Lyotard's Affect-Phrase*. In: Jean-François Lyotard. Volume III. Hg. von Derek Robbins. London 2004, S. 241-268.

⁵⁷ Vgl. Sigmund Freud: *Jenseits des Lustprinzips*. In: Ders.: *Das Ich und das Es. Metapsychologische Schriften*. Frankfurt/M. 2005, S. 191-249, hier S. 107-203.

⁵⁸ Lyotard: *Libidinöse Ökonomie*, S. 32.

etabliert, nach dem die Zeichen eine Sache ersetzen und diese Sache für ein Subjekt repräsentieren.⁵⁹ Diese supplementäre Funktion der Zeichen lässt sich, wie Lyotard betont, entweder als metaphysische Repräsentation eines absoluten Grunds oder als endlose wissenschaftliche Suche nach Erkenntnis deuten. Im ersten Fall hängen alle Zeichen von einem Ur-Grund (Gott, die Wahrheit, die absolute Bedeutung etc.) ab, mit dem sie durch ein feinmaschiges Netz von Ähnlichkeitsbeziehungen verbunden sind. Sie organisieren die Signifikanz in einer metaphorischen Beziehung zum absoluten Grund, dessen Vollkommenheit sie lediglich andeuten, aber niemals adäquat darstellen können, da sie gegenüber dem Ursprung an einem „Defizit an Kraft“⁶⁰ leiden sollen. Im zweiten Fall verweisen die Zeichen nicht auf einen präsentischen Ursprung, sondern in endloser metonymischer Substitution auf andere Zeichen, die niemals eindeutig eine kodierte Referenz bezeichnen. Damit wird garantiert, „daß es niemals eine Präsenz selber geben wird und auch, daß man immer weiterarbeiten muß, um die Terme zu bestimmen, auf die (in einem gegebenen *corpus*) der untersuchte Term hinzuführen soll und muß“. Es geht folglich nicht mehr „um die Suche nach Gott oder nach der Wahrheit, sondern um die Suche *schlechthin*, um wissenschaftliche Forschung“.⁶¹

So unterschiedlich beide Gebrauchsformen der Zeichen sein mögen, überschreiten sie doch nicht die semiotische Disjunktion in ein *Dieses* und *Nicht-Dieses*, die Zeichen und Bezeichnetes voneinander trennt. Bei metaphorischen Zeichen erfolgt diese Disjunktion als scharfer Einschnitt zwischen dem unsagbaren Grund und den Signifikanten, bei metonymischen Zeichen als variabler, sich ständig verschiebender Einschnitt zwischen den einzelnen Zeichentermen. In beiden Fällen erzeugt die Disjunktion eine Grenze, die einen beständigen Reiz für die Erschließung einer Exterritorialität bildet, denn das Setzen einer Grenze bedeutet zugleich ihre Überschreitung. Jenseits der Grenze lockt ein ‚Draußen‘, das Erkenntnis- und Eroberungsbemühungen stimuliert, das

⁵⁹ Lyotard richtet sich gegen die Zeichentheorie von Peirce, den er als Theoretiker kodifizierter Kommunikation angreift. Vgl. ebd., S. 55.

⁶⁰ Ebd., S. 88; Herv. im Original.

⁶¹ Ebd., S. 57; Herv. im Original.

die „Ethnologie, die Psychiatrie, die Pädiatrie, Pädagogik, die Liebe zu den Ausgestoßenen“ antreibt: „Schöne Negerinnen, bezaubernde Indianer, rätselhafte Chinese, Träumer, Kinder, tretet ein in meine Arbeit und meine Räume des Begriffs. Das ist das Theater: das sich ausbreitende Weiß des Okzidents, der widerliche, kannibalische Imperialismus“.⁶² Die disjunktive Schranke der Semiotik lässt sich somit nicht durch eine Überschreitung abschaffen, denn jene reproduziert in verschobener Form die Trennung von Signifikant und Signifikat, sie verschiebt lediglich die Grenze und setzt damit die Annexion des ‚Draußen‘ fort. Lyotard visiert daher keine subversive Referenz jenseits der durch distinktive Oppositionen geregelten Textstruktur an, sondern verlagert die Subversion ins Innere des Textes, indem er den *Gebrauch* der Zeichen einer neuen Interpretation zuführt. Unter dem Begriff „Tensor“⁶³ führt Lyotard einen Zeichengebrauch ein, der nicht partikularisierte Bedeutungsentitäten identifiziert, sondern der die Schranke, die Signifikant und Signifikat trennt, in eine derart schwindelerregende Bewegung versetzt, dass die Disjunktion von ‚Dies‘ und ‚Nicht-Dies‘ in einer Zone der Ununterscheidbarkeit ihre Bedeutung verliert. Jeder Text kann als Netz von Zeichen der kognitiven Interpretation offenstehen, die auf transparente Signifikate fokussiert; er kann aber auch ein Patchwork tensorischer Zeichen sein, das spontane kurzlebige Kraftkonzentrationen transportiert. Im ersten Fall stellt der Rezipient eines Texts seine körperlich-sinnliche Erregbarkeit still und konzentriert sich auf die hermeneutische Deutung eines im Text gegebenen Sinns. Im zweiten Fall lässt sich der Rezipient von der ästhetischen Kraft und Energie eines Texts in eine Bewegung versetzen, die die Grenzen des Bewusstseins überspielt, indem sie die Sinne und die Phantasie des Rezipienten stimuliert. Beide Gebrauchsweisen eines Texts lassen sich jedoch nicht eindeutig unterscheiden, vielmehr gehen sie in Form einer intransparenten Dissimulation ineinander über, für die abschließend drei Beispiele (Wissenschaft, Liebe, Kapitalismus) kurz erläutert seien.⁶⁴

⁶² Ebd., S. 22.

⁶³ Ebd., S. 55.

⁶⁴ Zur Dissimulation vgl. ebd., S. 66.

Wissenschaft: Theoretische Texte müssen im akademischen Betrieb stabile Disjunktionen generieren, indem sie ihre Themen und Thesen in emotionsloser, neutraler, unparteiischer Form an den Rezipienten übermitteln und nach Möglichkeit die Polymorphie disparater und heterogener Sprach- und Ausdrucksformen, wie sie in der Kunst auftreten, zugunsten eines geregelten, eindeutigen Diskurses ausschließen. „Diese Kälte“ des wissenschaftlichen Diskurses ist jedoch „die dem Theoretischen eigene Hitze“,⁶⁵ da die vordergründige Neutralität und Objektivität des Forschers seine Leidenschaft für den diskontinuierlichen Bruch mit gesichertem Wissen und vertrauten Denkformen dissimuliert. Wissenschaft kann sich auf die Reproduktion gültigen Wissens reduzieren, sie kann aber auch – wie zum Beispiel in den von Lyotard angeführten Fällen von Lobatschewskys nicht-euklidischer Geometrie oder Cantors Einschluss des Unendlichen in die operativen Zahlen – einen fiktionärproduktiven Charakter annehmen und damit *science* und *fiction* in einem „operative[n] Delirium“⁶⁶ einander annähern. Wissenschaft funktioniert dann nicht mehr als das Erschließen und Weiterentwickeln etablierter Theorien, sondern als gewaltsamer Bruch mit dem Corpus an bekanntem Wissen und der Zerstörung vertrauter Sicherheiten und Institutionen. Dieser Bruch erfolgt aber nicht außerhalb des bürokratischen Apparats der Wissenschaft mit seinem geordneten Diskurs und seiner Akkumulation positiven Wissens, er markiert kein Außerhalb der Wissenschaft, sondern ist als tödliche Spannung in diesem Apparat selbst enthalten. Der Forscher ist „Teil eines bürokratischen Apparats der wissenschaftlichen Macht“, aber er ist auch „untrennbar davon als unermüdlicher und nicht unterworfenener Experimentator mit Verbindungen und Kombinationen von Energie“ tätig; „die Aussagen, die er formuliert, gelten nur durch ihre Neuheit.“⁶⁷

Liebe: Diese Duplizität von neutraler Reproduktion des Wissens und seiner leidenschaftlichen Dekonstruktion findet sich auch im prekären Verhältnis der Liebe zur Sexualität, das sich auf naive oder zynische Weise deuten lässt: Ebenso naiv wie despotisch ist die Forderung,

⁶⁵ Ebd., S. 295.

⁶⁶ Ebd., S. 301.

⁶⁷ Ebd.

dass die sexuelle Erregung mit der Intimität der romantischen Liebesbeziehung in Einklang zu stehen habe. Der Liebende träumt, so Lyotard, davon, dass sich die „Schwänze, die Vaginas, die Ärsche, die Häute so beeinflussen“ lassen, dass „die Liebe zur Voraussetzung des Orgasmus“ wird.⁶⁸ Eine derartige Untrüglichkeit der Erektionen und Erregungen kann es jedoch nicht geben, da die Triebregungen sich unvorhersehbar auf den erogenen Zonen ansiedeln und ebenso unvorhersehbar ihre Intensitäten abziehen und auf andere Regionen des Körpers bzw. auf andere Körper verteilen können. Die Flüchtigkeit der nomadisierenden Begierde ist Grund genug für die zynische (und libertäre) Interpretation der Liebe. Die Liebe mag es auf geistiger Ebene als Anerkennung zwischen zwei Menschen geben, auf körperlicher Ebene hingegen ist das Subjekt der Willkürlichkeit seiner Triebe ausgeliefert, die sein Gegenüber zum austauschbaren sexuellen Objekt erniedrigen. Die monogame Liebesehe besitzt in dieser Interpretation als ihr notwendiges Supplement die Obszönität der Pornographie und der Prostitution, die sich aufgrund des bewusstseinsfremden Charakters der Libido niemals in die intersubjektive Reziprozität der intimen Zweierbeziehung aufheben lassen soll. Trotz ihrer Gegensätzlichkeit bewahren beide Interpretationen der Liebe letzten Endes die semiotische Unterscheidung von ‚Dies‘ und ‚Nicht-Dies‘: Im ersten Fall ist die sexuelle Erregung ein „Liebesbeweis“, im zweiten Fall ein „sicheres Zeichen für eine gleichgültige Austauschbarkeit“ der Geschlechtspartner.⁶⁹ Beide Interpretationen verken- nen jedoch die Dissimulation der Liebe in der Sexualität und umgekehrt. Der/die Geliebte ist zugleich auch Objekt der Triebe und daher austauschbar. Es gibt keine Garantie dafür, dass die flüchtigen Triebbewegungen dauerhaft an einer bestimmten Person haften; es gibt aber ebenso wenig eine Garantie, dass sie ungebunden und verschiebbar bleiben. ‚Ungezwungener‘ Sex kann jederzeit in eine intime Beziehung umschlagen, genauso wie umgekehrt noch in der innigsten Zweierbeziehung ein Moment an Gleichgültigkeit gegenüber dem/der Anderen als Sexualobjekt vorhanden ist. Die Duplizität von Liebe und Sexualität und ihre wechselseitige Dissimulation erzeugen somit eine

⁶⁸ Ebd., S. 304.

⁶⁹ Ebd.

Intransparenz, die ihre eindeutige begriffliche Bestimmung unmöglich macht.

Kapitalismus: Die Duplizität transparenter, kognitiver Zeichen auf der einen und Tensoren auf der anderen Seite beherrscht laut Lyotard auch den Gebrauch des Geldmediums im kapitalistischen Warenkreislauf. Als Zahlungsmittel im aristotelischen Sinn begleicht das Geldmedium Schulden, die aus dem Ankauf von Waren entstanden sind, und stabilisiert auf diese Weise den Austausch zwischen den sozialen Akteuren auf dem Markt. Am Ende eines Tauschzyklus ist die Menge der auf dem Markt getauschten Werte nicht gewachsen. X Werteinheiten einer Ware sind auf den Käufer übergegangen und ebenso viele Werteinheiten haben im Geldmedium für den Verkäufer die Abgabe der Ware kompensiert. In diesem Nullsummenspiel erzeugen Käufer und Verkäufer keine neuen Werte. Diese kommen erst beim Einsatz des Geldes als Kredit ins Spiel. Der Gläubiger (= die Bank) gibt dem Schuldner (= dem Unternehmer) in Form von Geld einen Vorschuss von Zeit und Ressourcen, um gewinnbringende Waren zu produzieren und diese in den Tauschkreislauf einzuspeisen. Bei erfolgreicher Investition des Kredits verfügen Unternehmer und Bank am Ende des Vorhabens über zusätzliches Geld (= Profit), das in neue Unternehmungen investiert werden kann. Das Geldmedium in seiner Funktion als Zahlungsmittel und Kredit trägt somit kein zerstörerisches Potential in sich. Es dient vielmehr der endlosen Reproduktion und Erweiterung des Warenkreislaufs, der erfinderischen Integration von Gütern und Dienstleistungen in den Produktions- und Tauschzyklus. Das Kreditgeld kann jedoch auch als Katalysator einer exzessiven Verschwendung und Verausgabung fungieren, indem es als flottierende Spekulationseinheiten an der Börse extreme Ungleichgewichte zwischen den Teilen des gesellschaftlichen Körpers erzeugt. In der Börsenkrise von 1929 oder auch in der rezenten Finanzkrise setzen die Akteure auf dem Finanzmarkt Geld nicht mehr zur mittel- oder langfristigen Investition in die Produktion der ‚Realwirtschaft‘ ein. Sie generieren vielmehr eine „maximale *Verschiebbarkeit*“⁷⁰ von Geldeinheiten, indem sie angesichts des Absturzes von Ak-

⁷⁰ Ebd., S. 280; Herv. im Original.

tien in äußerst kurzfristigen Zeitspannen Aktienpakete an- und verkaufen. Mit jedem Ankauf stoßen die Spekulanten auf ein Territorium vor, das im Moment seiner Eroberung bereits entwertet ist, sodass sie die „Flucht nach vorn [antreten müssen], hin zu neuen Dingen, die *noch nicht* entwertet sind und dennoch *bereits* entwertet sind, da man sich ihrer bemächtigt.“⁷¹ In diesen Fällen einer sich überhitzenden Spekulation handelt es sich nicht mehr um die Zeit der langfristigen Bindung und Kapitalisierung von Werten, sondern um „eine Zeit der Leidenschaft und Verschwendung“⁷², die auf die zerstörerische Flüchtigkeit und Willkürlichkeit der Begierde verweist. In der Kapitalisierung findet sich somit ebenso wie in der Liebe oder der Wissenschaft eine intransparente Duplizität von Triebbewegungen, die sich nicht in einen gegelten Diskurs übersetzen lassen.

Resümee

Die postmoderne Kritik der Semiotik besitzt ihren Ausgangspunkt in der Ablehnung des ökonomischen Wertbegriffs. Die Akkumulation von Gütern und Waren im Kapitalismus zur endlosen Reproduktion des Tauschkreislaufs weist, so die erläuterte Basisannahme Baudrillards und Lyotards, eine Strukturanalogie zur Produktion von Diskursen und der Anhäufung von Wissen auf. Als linguistisches Äquivalent zur ökonomischen Beziehung von Tausch- und Gebrauchswert gilt dabei das von de Saussure herausgearbeitete Verhältnis von strukturaler und funktionaler Dimension der Sprache. Ihr existenzielles Gewicht erhält diese Engführung von Ökonomie und linguistischer Texttheorie durch den Rekurs auf Hegels Dialektik von Herr- und Knechtschaft: Die Akkumulation von Werten bzw. Diskursen entspringt der Angst des Knechts vor dem Tod. Aus Furcht vor dem Verlust seines Lebens schafft der Knecht Werte für seinen Herrn, sodass die diskursive Bedeutungsproduktion ebenso wie die materielle Produktion im Verdacht steht, auf einer repressiven Machtstruktur zu basieren. Um diese Abhängigkeit des Knechts

⁷¹ Ebd.; Herv. im Original.

⁷² Ebd.

aufzulösen, greifen Baudrillard und Lyotard nicht mehr auf Marx' Modell des Klassenkampfes zurück. Die postmodernen Theoretiker vertrauen angesichts der zeitgenössischen Zersplitterung der sozialistischen Parteien in Westeuropa sowie der totalitären Ausformung des Kommunismus in Osteuropa nicht mehr auf die emanzipatorische Kraft der Arbeit, die laut Marx den Knecht aus seiner Abhängigkeit vom Herrn befreien soll. Ihnen geht es vielmehr um die radikale Destruktion dieser Machtstruktur, indem sie den Tod als Auslöser der konfliktgeladenen Dialektik von Herr- und Knechtschaft dekonstruieren.

Für Baudrillard kann die Angst vor dem Tod im agonalen Spiel des Gabentauschs in den Genuss an der Zerstörung, am Verlust und tödlichen Überschwang umgewandelt werden. Auf der Textebene gelinge die feierliche Auflösung und Verschwendung des Werts durch die zyklische Extermination des Sinns und der Bedeutung in der reversiblen Bewegung anagrammatischer Schreibtechniken.

Laut Lyotard generiert die libidinöse Begierde eine intransparente Duplizität semiotischer und tensorischer Zeichen, die sich wechselseitig dissimulieren. Ein Text kann entweder ein lesbares Zeichengewebe darstellen, dessen bedeutungstragende Elemente der hermeneutische Lektüre offenstehen, oder er transportiert als leitendes Medium intensive Affekte, die sich der kognitive Vergegenwärtigung entziehen und die Grenzen des Bewusstseins im ekstatischen Rausch überspielen.

Beide Ansätze weisen theoretische Schwachstellen auf, die innerhalb der französischen Postmoderne auch intensiv diskutiert werden: Baudrillard tendiert dazu, mit den ‚primitiven Gesellschaften‘ eine subversive Referenz für die Kritik am Kapitalismus zu konstruieren, ohne dabei die Verstrickung der Subjekte in das moderne Wirtschaftssystem angemessen zu berücksichtigen. Lyotard verzichtet hingegen auf eine klare Grenzziehung zwischen Subversion und Anpassung an die kapitalistische Ökonomie und betont die libidinöse Aufladung jeglicher sozialer Praxis. Damit droht jedoch die Möglichkeit politischer Kritik an der Unberechenbarkeit der libidinösen Begierde zu scheitern.⁷³

⁷³ Zur Abkehr Lyotards von der Libidoökonomie und seiner Zuwendung zur Gerechtigkeitsfragen im Umfeld von *Der Widerstreit* vgl. Dominique Burger: Die Genese des „Widerstreits“. Entwicklungen im Werk Jean-François Lyotards. Wien 1996.

Trotz dieser Probleme ist die innovative Leistung der postmodernen Auseinandersetzung mit der Semiotik jedoch kaum zu überschätzen, da sie nicht allein einen simplifizierenden linguistischen Begriff der Sprache bzw. des Textes hinter sich lässt, sondern auch die Mystifikation der Arbeit als emanzipatorische Kraft konsequent zerstört. Damit schafft sie überhaupt erst den Raum, in dem – jenseits der marxistischen Ideologie des Klassenkampfes – eine subversive Auflösung des Wertgesetzes als Grundlage der kapitalistischen Ökonomie geleistet werden kann.